

Hoffnung

Autor(en): **Schiller, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 9

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
 Von bessern künftigen Tagen,
 Nach einem glücklichen goldenen Ziel
 Sieht man sie rennen und jagen.
 Die Welt wird alt und wird wieder jung,
 Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
 Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
 Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
 Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
 Denn, beschließt er im Grabe den müden Lauf,
 Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
 Erzeugt im Gehirne des Toren,
 Im Herzen kündigt es laut sich an:
 Zu was Besserm sind wir geboren.
 Und was die innere Stimme spricht,
 Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Friedrich Schiller.

Warten.

Launische Gedanken von Werner Söllberger.

Motto: Fast die Hälfte seines Lebens
 Wartet der Soldat vergebens.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, haben wir alle etwas Soldatisches. Warten tun wir immer und überall, mit und ohne Grund: auf die Straßenbahn, auf den Zahltag, auf die Freundin, auf die Mittagspause, auf den Geldbriefträger, auf die Zeitung, auf das Glück. Warten ist, nächst Schlafen, die ausgedehnteste Tätigkeit unseres Lebens. Obgleich es eigentlich — wie das Schlafen — gar keine Tätigkeit, sondern das Gegenteil davon ist. Eben darin liegt das Wesen und das Verhängnis des Wartens.

Speziell die Straßenbahn ist zum Warten da. Sie wartet, wenn wir drinsitzen, auf irgendeinen Anschluß. Sonst ist das Warten an uns. Sie ist immer gerade weg, wenn man kommt. Es ist ein unerforschtes Naturgesetz, das mit der Wahrscheinlichkeit im Widerspruch steht. Es beruht darauf, daß wir nur die ungünstigen Fälle behalten, weil wir uns darüber ärgern.

Zur Verschönerung des Wartens dienen die Wartehäuschen. Meist ohne Bänke; das stilvolle Warten wird im Stehen ausgeführt. Bänke könnten zum Schlaf verführen; vielleicht könnten auch in tiefer Nacht paarweise Leute, die gar nicht warten wollen, sich dort verirren. Es wird schon einen Grund haben.

Auch die Wartesäle der Eisenbahn sind keine kosigen Gemächer. Reisende gehören in den Zug. Im Wartesaal zweiter Klasse sitzen die Reisenden dritter Klasse. Und wo sind die Reisenden zweiter Klasse? Sie fahren Auto. Dafür warten sie an Straßenkreuzungen und Tankstellen. Und im

Wartesaal dritter Klasse sitzen die Ängstlichen, die zum erstenmal reisen.

Im Warten beweist man die Eignung zum Ehemann. Darum machen die jungen Damen so gern Gebrauch von dieser Prüfung. Solange man wartet, darf man alles: ein muffiges Gesicht ziehen, von einem Bein aufs andere treten, alle zwanzig Sekunden auf die Uhr sehen. Man darf auch innerlich ein Ultimatum stellen: noch zehn Minuten, dann wird gegangen! Nach zehn Minuten stellt man das letzte Ultimatum: noch fünf Minuten, dann ist Schluß. Und nach fünf Minuten, das allerletzte; es ist wie ein Zirkus, der die letzte und allerletzte und immer noch eine neue Abschiedsvorstellung gibt. Mit diesen Ultimata vertreibt man sich die Zeit, sammelt Zorn und präpariert einen Auftritt. Aber wenn sie dann endlich kommt, die Ersehnte, süß und unschuldig wie eine Madonna, dann ist alles vergessen und schwimmt in Milch und Honig. Und wenn sie anstandshalber fragt: Du hast wohl etwas warten müssen? Dann sagt man lieb und galant, um ihr die Beschämung zu ersparen: O nein, ich bin eben erst gekommen. Darauf sie: So, das ist ja reizend! Wenn ich nun rechtzeitig gekommen wäre, dann hätte ich also eine geschlagene halbe Stunde auf dich warten müssen. Du, das mache ich nicht noch einmal mit!

Am unerfreulichsten ist es im Wartezimmer, beim Arzt, beim Anwalt. Man hat Lampenfieber und wühlt sich in zerlesene Zeitschriften; man kann es den Zeitschriften ansehen. Beim Zahnarzt wartet man gern, man hat Angst, und es kommt einem vor wie eine letzte Galgenfrist. Und